

Das neue Buch Exodus

Von christlicher Flüchtlingspolitik

Das Wort „Exodus“ gehört zu den uralten Worten der Menschheit. Exodus – so heißt das zweite Buch der Tora und das zweite Buch des Alten Testaments. Es geht in diesem Buch um den Auszug der Israeliten aus der ägyptischen Sklaverei. Es wird die Geschichte erzählt, wie die Israeliten, verfolgt vom Heer des Pharaos, zum Meer ziehen; und wie sich dieses Meer für die Fliehenden öffnet und sie trockenen Fußes durchs Meer ziehen. Die Verfolger aber ertrinken in den wieder einfallenden Wassermassen. Dieser Exodus in biblischer Zeit, dieses Wunder im Meer, wird in zwei Wochen wieder in der christlichen Osternacht besungen.

Beim Exodus von heute gibt es nichts zu besingen. Das Meer öffnet sich nicht für die Fliehenden. Im Gegenteil: Zigtausende von Flüchtlingen sind bei ihrer Flucht übers Mittelmeer ertrunken. Und das Ertrinken wird weiter gehen, wenn die Landrouten für die Menschen in Not versperrt werden. Es gibt kein Wunder beim Exodus von heute – allenfalls, wenn man es so nennen mag, das kleine Merkel-Wunder vom 4./5. September, das aber ein Teil der Politik, zumal hier in Bayern, zum Merkelschen Sündenfall erklärt hat. Es wäre gut, wenn die bayerische, wenn die deutsche, wenn die europäische Politik auf den Exodus von heute nicht mit einem Exodus der Menschlichkeit antworten würde.

Beim Exodus der Israeliten dereinst öffnete sich das Meer. Beim Exodus von heute öffneten sich im Spätsommer und im Herbst immerhin die Hauptbahnhöfe. Es gibt also schon bestimmte Verbindungen zwischen dem Exodus von damals und dem von heute – der Exodus von heute ist freilich viel, viel größer. Er ist nicht der Exodus eines einzelnen Volkes; er ist der Exodus von Verzweifelten und Gepeinigten vieler Völker. 60 Millionen Menschen sind weltweit auf der Flucht. Wie gehen wir mit ihnen um?

„Bring den Hungrigen Dein Brot, und die im Elend sind, führ in Dein Haus!“ Wie ist es, wenn wir unser europäisches Handeln an diesem Satz des Propheten Jesaia messen? Wie ist es, wenn wir an die Ergebnisse des Gipfels in Brüssel das Lineal des Jesaias anlegen: „Bring den Hungrigen den Brot, und die im Elend sind, führ in Dein Haus!“ Die Bibel ist ein Flüchtlingsbuch, die Aufnahme von Flüchtlingen ist tief in biblischen Erfahrungen verwurzelt. Aber gerade diejenigen, die am meisten und lautesten vom christlichen Abendland reden, wollen am wenigsten davon wissen, sie wollen Mauern und Zäune und Abgrenzung und Abschottung.

Der Schweizer Schriftsteller Max Frisch hat vor Jahrzehnten ein Drama geschrieben, das „Die chinesische Mauer“ heißt. Der Kaiser von China verkündet an einem Festtag „zur Friedenssicherung“, wie er sagt, den Bau der chinesischen Mauer. Die soll, wie er sagt, den Zweck erfüllen, „die Zeit aufzuhalten“ und die Zukunft zu verhindern. Es ist schon komisch, dass dieser Kaiser heute in Europa so viele Kommissare hat.

Schreiben wir ein neues Flüchtlingsbuch, legen wir es neben das Flüchtlingsbuch Bibel. Schreiben wir ein neues Buch Exodus. Stellen wir uns also vor, wir schrieben ein Buch; darin verzeichnet alle Schicksale, alles Leid, alles Elend, alle Hoffnung, alle Zuversicht. Stellen wir uns vor, es gäbe in diesem großen Flüchtlingsbuch eine Seite für jeden Flüchtling, eine Seite für jeden Vertriebenen, eine Seite für jeden, der seine Heimat verlassen und anderswo Schutz suchen musste. Eine Seite nur für Jeden; für alle Sehnsucht, für alle Enttäuschung, für alle Ängste, für das Leben und für das Sterben und für alles dazwischen. Stellen wir uns vor, wie ein solches großes Buch aussähe: Die aktuelle Ausgabe hätte sechzig Millionen Seiten. So viele Flüchtlinge gibt es derzeit auf der Welt. Die Flüchtlinge, die über den Balkan und Österreich nach Deutschland gekommen sind und noch kommen – sie sind viele, aber doch nur kleiner Bruchteil der gigantischen Gesamtflüchtlingszahl.

Sie alle, all diese Flüchtlinge wären notiert in diesem Buch: diejenigen, die vor dem Krieg in Syrien fliehen; diejenigen, die dem Terror des „Islamischen Staates“ mit knapper Not

entkommen sind; diejenigen, die es nach Europa schaffen und dort von Land zu Land geschickt werden; diejenigen, die im Mittelmeer ertrunken sind; diejenigen, die durch die Wüsten Afrikas gelaufen sind und dann in Ceuta und Melilla, an der Grenze zu Europa, vor einem Stacheldrahtzaun stehen; diejenigen, die zu Millionen in ihrem Nachbarland in Notlagern darauf warten, dass die Zustände im Heimatland besser werden; diejenigen auch, die nach dem Verlassen ihrer Heimat verhungert und verdurstet sind, die verkommen sind in der Fremde; die Kinder wären genauso verzeichnet in diesem Buch wie ihre Mütter und Väter, die Kinder also, für die es keinen Hort und keine Schule gibt. Es stünden in diesem Flüchtlingsbuch auch diejenigen Menschen, die aufgenommen worden sind in einer neuen Heimat – und wie sie es geschafft haben, keine Flüchtlinge mehr zu sein.

Es wäre dies nicht nur ein einzelnes Buch; es wäre ein Buch, bestehend aus vielen Bänden. Wenn jeder dieser Bände fünfhundert Seiten hätte – das Flüchtlingsbuch bestünde aus insgesamt 120 000 Bänden. Es wäre dies eine ziemlich große Bibliothek. Wenn man die Bände stapelt, wäre der Bücherturm höher als der höchste Berg der Erde. Es gibt dieses Buch nicht. Es gibt die Menschen, die der Inhalt dieses Buches wären: Flüchtlinge nennen wir sie. Nennen wir sie Menschen; es sind entwurzelte, entheimatete Menschen.

Das Fluchtproblem ist nicht nur ein Problem von Herbst und Winter 2015, es ist nicht nur ein Problem des Frühjahrs 2016; es ist das Problem des 21. Jahrhunderts. Es ist ein Problem, das viel größere Anstrengungen erfordern wird als die Stabilisierung des Euro. Es ist ein Problem, das nur dann gut angepackt werden kann, wenn es möglichst viel Einigkeit gibt, Einigkeit in Deutschland, Einigkeit in Europa, Einigkeit in der Weltgemeinschaft. Es geht hier nicht um das Überleben einer Währung, es geht um das Überleben von Millionen von Menschen. Man wird das 21. Jahrhundert, man wird Europa einmal daran messen, wie es mit den Flüchtlingen umgegangen ist. Man wird es daran messen, was es getan hat, um Staaten im Chaos wieder zu entchaotisieren. Man wird es daran messen, welche Anstrengungen unternommen wurden, um entheimateten

Menschen ihre Heimat wiederzugeben. Man wird auch uns Christen daran messen, was wir getan haben; man wird die christlichen Kirchen daran messen, was sie getan haben.

Die Alternative zum Einmauern ist das Teilen. Und beim Teilen denken viele an den Sankt Martin, der seinen Mantel geteilt hat. Wir erinnern uns an die anrührende Schlüsselszene, als der römische Soldat und spätere Bischof Martin seinen Mantel mit einem frierenden Bettler teilt. Dazu muss man wissen, dass den römischen Soldaten nur die Hälfte des Mantels gehört, die andere gehörte der Armee. Martin hat also kein Fitzelchen hergegeben, er hat alles gegeben, worüber er verfügen konnte. Der Mensch braucht zumindest so viel Mantel, dass er Mensch sein kann. Der Flüchtling muss Mensch sein können: Man wird uns Christen daran messen, was wir dafür getan haben, man wird die christlichen Kirchen daran messen, was sie getan haben.

Und damit bin ich beim Evangelium dieses Sonntags. In diesem Markus-Evangelium, das wir vorhin gehört haben, geht es nämlich darum, wozu und zu welchem Ende Kirche da ist; es geht darum, welche Aufgabe die Jünger des Herrn haben. Ihre Aufgabe, das ist der Sinn des gehörten Markus-Evangeliums, ist es nicht, die linke und die rechte Hand der Herrschenden zu sein; ihre Aufgabe ist es nicht, die herrschenden Hierarchien zu stärken und zu stützen.

Wir haben ein herrschaftskritisches Evangelium gehört. Es besagt: Aufgabe der Kirche ist es nicht, dafür zu sorgen, dass diejenigen Oben bleiben, die Oben sind, und diejenigen unten bleiben, die unten sind. Es geht nicht darum, überkommene Ordnungen zu stabilisieren und Plätze zuzuweisen. Mir fällt da die Madame de Meuron ein, die 1980 gestorbene „letzte Patrizierin von Bern“, die sagte einem Bauern, der sich in der Kirche auf ihren Stuhl verirrt hatte. „Im Himmel sind wir dann alle gleich, aber hier unten muss Ordnung herrschen“. Ist das die Ordnung, die wir uns vorstellen?

Das gehörte Sonntags-Evangelium ist eine Aufforderung zum Dienen. Dienen heißt hier aber nicht buckeln und kriechen, dieses Dienen, das unser Markus-Evangelium von heutigem Sonntag verlangt, ist ein selbstbewußtes Dienen, ein Dienen, wie es etwa Papst Franziskus von den Christen in seinen Predigten immer wieder verlangt. Dienen heißt nicht nur diakonische Wohltätigkeit, Dienen heißt viel mehr. Denn Wohltätigkeit ist, so hat Pestalozzi einst gesagt, „das Ersäufen des Rechts im Mistloch der Gnade“. Dienen besteht daher darin, den Armen und den Ärmsten Recht zu schaffen – das ist auch der Name des heutigen Sonntags: „Judica“ heißt dieser Sonntag, benannt nach dem Beginn des Psalm-Verses: „Judica me deus“ - „Verschaffe mir Recht, oh Gott“.

Ist es Recht, Zäune aus Stacheldraht zu ziehen, auf dass der Wohlstand in den EU-Ländern bleibe und die Armut draußen? Ist es recht, wenn wir in Europa unsere Kleidung unter erbärmlichen Umständen in Asien herstellen lassen? Ist es Recht, wenn die in Asien billigst hergestellte Kleidung dann später als second-hand-Spende nach Afrika geht, wo dann deswegen die dortige Textilindustrie den Bach herunter geht? Ist es Recht, wenn schwimmende Fischfabriken aus Europa und aus den USA vor den Küsten Afrikas alles wegfangen, was zappelt? Ist es Recht, wenn, dank der EU-Subventionen, europäisches Geflügel und europäische Butter in Afrika billiger ist als es die einheimischen Produkte sind? Ist es Recht, wenn Deutschland nach wie vor zu den größten Waffenproduzenten und Waffenexporteuren der Welt zählt?

„Die als Herrscher gelten“, sagt Jesus im heutigen Sonntags-Evangelium, „halten ihre Völker nieder und ihre Mächtigen tun ihnen Gewalt an“. Und dann fordert er seine Jünger auf: „So ist es bei Euch nicht. Wer groß sein will, der soll aller Diener sein“. Lassen Sie noch ein wenig bei den Sätzen verweilen, mit denen das heutige Sonntagsevangelium beginnt: Zwei der engsten Mitarbeiter von Jesus, zwei Jünger, bitten Jesus da um einen Ministerposten: „Gib uns, dass wir sitzen einer zu deiner Rechten und einer zu deiner Linken in deiner Herrlichkeit“, sagen sie. Die rechte und linke Hand des Höchsten wollen sie sein, wenn einmal das Reich Gottes anbricht. Beim Hören der Geschichte überkommt einen unmittelbar eine Peinlichkeitsanwandlung, so wie früher in der Schule, wenn die

Streber nach der Stunde noch mal zum Lehrer gingen, um für sich eine bessere Note rauszuschlagen.

Markus stellt hier einen Teil der Apostel als großenwahnsinnig dar, vom Ehrgeiz zerfressen und in Rangstreitigkeiten verwickelt dar. Jesus rückt ihre Bitte um die besten Plätze deutlich zurecht, er wäscht den beiden Jüngern den Kopf: „Ihr habt nicht zu Ende gedacht“. Ihr wollt, erklärt er ihnen, die rechte und linke Hand dessen sein, der den vollen, bitteren Kelch des Leidens wird leeren müssen. Wer dem Herrn folgt, heißt das, der bewegt sich nicht im ewigen Triumphzug, der sitzt nicht auf einem Thron – sondern der dient. Er hilft dabei, den Armen Recht zu verschaffen. *Judica me deus*. Es geht nicht nur um Almosen, nicht nur um ein paar Krümel vom Tisch des Reichtums. Es geht um Recht, Menschenrecht.

Der schon zitierte St. Martin ist ein Heiliger unserer Tage nicht nur wegen seines Beispiels für eine Barmherzigkeit, die sich von der Not des frierenden Bettlers anrühren lässt. Das wäre ja schon viel, auch für unsere Zeit und unsere Tage. Denn wir leben in einem Land, in dem Woche für Woche Tausende auf die Straße gehen, die sich nicht anrühren lassen von fremdem Leid; wir leben in einem Land, in dem Häuser brennen, die für Flüchtlinge hergerichtet wurden. Wir können aber auch froh darüber sein, dass es viele Tausende in unserem Land sind, die zupacken und Flüchtlingen zur Seite stehen. Wir haben, ich sagte es schon, ein Ausmaß an Hilfsbereitschaft gesehen, das viele nicht erwartet hätten. Wir erlebten Fremdenfeindlichkeit und Flüchtlingshass, wir erleben auch eine hohe Zeit, ein Hochzeit der Bürgertugend.

Es gibt eine zweite wunderbare St- Martin Geschichte, die viel weniger bekannt ist wie die von der Teilung des Mantels – die aber in unsren Zeiten Mut machen kann. Sie steht im „Goldenen Legendenbuch“ und sie geht wie folgt: Es gab damals, zur St. Martin-Zeit bereits einen christlichen Kaiser, Theodosius. Er hatte das Christentum zur Staatsreligion gemacht und die Kirche reichlich mit Privilegien ausgestattet. Die Gegenleistung: Die Kirche sollte Stütze des Reiches und seiner Herrschaft sein. Doch nicht mit Martin. Er war

zum Bischof von Tours gewählt worden – und er nahm seinen Bischofstitel ernst: „Vater der Armen“.

Also wollte er sich beim Kaiser für die Armen einsetzen. Aber der Kaiser wollte nicht hören und nicht helfen. Er hielt die Tore seines Palastes fest verschlossen. Ein zweites und ein drittes Mal kam Martin zum Kaiser, vergebens. Danach streute er Asche auf sein Haupt und fastete und betete eine Woche lang. Dann ging er auf seines Engels Geheiß noch einmal zum Palast und kam tatsächlich, durch verschlossene Tore, bis vor den Kaiser. Der blieb trotzig auf seinem Stuhl sitzen. Im „Goldenen Legendenbuch“ heißt es dann wörtlich: „Da bedeckte plötzlich Feuer den königlichen Thron und brannte den Kaiser an seinem hinteren Teil, dass er voll Zorn musste aufstehen. Und der Kaiser bekannte, dass er Gottes Macht hatte gespürt. Er umarmte den Heiligen und bewilligte ihm alles, noch ehe er darum bat.“

Diese wunderbare Geschichte hat ihre eigene Wahrheit und Poesie. Denn sie erinnert an eine wichtige Tradition der Nächstenliebe und der Solidarität. Martin handelte nicht nur barmherzig; er drang auch darauf, dass die Armen zu ihrem Recht kommen. Die Legende sagt uns: Sie sagt uns: Solchen Machthabern, solchen Politikern soll die Zivilgesellschaft Feuer unter dem Hintern machen.

Judica me deus: Die Armen, die Flüchtlinge sollen zu ihrem Recht kommen. Ich sagte es schon mehrmals heute in meiner geistlichen Rede – man wird uns Christen daran messen, was wir dafür getan haben. Und wer wird uns messen? Es tut dies das göttliche Weltgericht, von dem der Apostel Matthäus in seinem berühmten Evangelium spricht:

„Wenn aber der Menschensohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Thron seiner Herrlichkeit, und alle Völker werden vor ihm versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, wie ein Hirt die Schafe

von den Böcken scheidet, und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken. Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbt das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt! Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen. Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich gekleidet. Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Ich bin im Gefängnis gewesen und ihr seid zu mir gekommen.

Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dir zu essen gegeben, oder durstig und haben dir zu trinken gegeben? Wann haben wir dich als Fremden gesehen und haben dich aufgenommen, oder nackt und haben dich gekleidet? Wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und sind zu dir gekommen? Und der König wird antworten und zu ihnen sagen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“

Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan: Das ist der zentrale Satz der christlichen Botschaft. Das ist der zentrale Satz des christlichen Abendlandes. Das ist der zentrale Satz einer christlichen Flüchtlingspolitik. Er ist eine Realvision. Es soll mehr real sein, denn Vision.

Prof. Dr. Heribert Prantl ist Mitglied der Chefredaktion der Süddeutschen Zeitung und Leiter der Ressorts Innenpolitik